

Zeitschrift:	Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band:	22 (1917-1918)
Heft:	6
Artikel:	Der Einfluss der Frau auf Krieg und Frieden im Spiegel zweier Beispiele aus der Literatur
Autor:	E. K.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-311309

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Einfluss der Frau auf Krieg und Frieden im Spiegel zweier Beispiele aus der Literatur.

Die Frage, ob die Frau zum Völkerkriege und Frieden beitragen könne, ist schon unzählige Male aufgeworfen, und bald mehr nach der bejahenden, bald mehr nach der verneinenden Seite hin beantwortet worden. Eine sehr schöne und deutliche Antwort erhalten wir, wenn wir zwei von den bedeutendsten Stücken der deutschen, klassischen Literaturperioden: das Nibelungenlied und Goethes „Iphigenie auf Tauris“ einander gegenüberstellen.

Da beide Dichtungen hinlänglich bekannt sind, soll es nur mit einigen wenigen Andeutungen geschehen; vielleicht tragen sie dazu bei, unseren jungen Mädchen bei dem Studium der Literatur den Blick nach dieser Richtung hin zu schärfen.

„Uns ist in alten maeren wunders viel geseit
von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit:
von freude und hôchgeziten, von weinen unde klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.“

fängt das Nibelungenlied an; doch wie kühn und tapfer diese Recken auch waren, so „starben sie in Jammer durch zweier edlen Frauen Neid“.

Aus Hochmut und Eifersucht geraten die beiden Königinnen, Brunhild und Kriemhilde, in Streit. In blindem Zorne wünscht Kriemhilde ihre Gegnerin so tief als möglich zu demütigen und verrät ihr darum den doppelten Betrug, den Siegfried und Gunther an ihr begangen hatten. Sie hat ihren Zweck erreicht; die stolze Brunhild ist nicht nur in ihrer Ehre auf das Empfindlichste gekränkt, sondern auch in ihrer Liebe schwer getroffen; denn nach den Berichten der Edda und einigen Andeutungen, die auch die mittelhochdeutsche Bearbeitung des Nibelungenliedes beibehalten hat, ist sie durch Siegfried von der Strafe, die Odin über sie, die ehemalige Walküre, verhängt hat, erlöst worden und hat ihm, auch als Gunthers Gattin, ihre Liebe bewahrt. Diese Untreue und die erlittene Schmach können nur eine Sühne finden: Siegfrieds Tod; Gunther und Hagen leihen ihre Hilfe um so williger dazu, als er sie durch das Preisgeben des Geheimnisses an Kriemhilde zu seinen Feinden gemacht hat.

Nach Siegfrieds Tode stehen für Kriemhilde zwei Wege offen. Sie kann den inständigen Bitten ihres Schwiegervaters, mit ihm zurückzukehren, Folge leisten und ihrer Liebe zu Siegfried dadurch Ausdruck geben, dass sie den Eltern, die den treuen Sohn verloren, seinem kleinen Söhnchen, das vaterlos geworden und dem Lande, dessen König gefallen ist, so viel als möglich ihren Verlust zu ersetzen suchte. Auf der andern Seite steht ihr jüngster Bruder Giselher „das Kind“, der in sie dringt, in Worms zu bleiben, wo er ihr schützend zur Seite stehen will und sie in ihrem Leide so weit trösten möchte, als brüderliche Liebe es vermag.

Kriemhilde wählt zu bleiben; aber es ist nicht die Treue Giselhers und nicht die Liebe zu den Ihrigen, die ihren Entschluss bestimmt. Die „Minnigliche“, die „gleich wie das Morgenrot aus trüben Wolken leuchtet“, vergisst in ihrem selbstsüchtigen Schmerze die Pflichten, die ihre Rückkehr fordern, und sie vergisst vor allem die eigene Schuld, die sie an ihrem Unglück hat. Sie kennt nur noch einen Wunsch: die Rache. Jedes andere Gefühl ist in ihr erstarrt. Der Reichtum, den ihr Siegfried im Nibelungenschatze hinterlassen, die

Heirat mit dem edlen König, Ezel, alles, was sie tut, dient nur noch dem Ziel und Zwecke, ihre Feinde zu strafen.

Kein Mitgefühl mit den vielen Frauen, denen sie dasselbe Leid bereiten will, das sie selbst so schwer getroffen, kein Gedanke an ihre alte Mutter, die sie kinderlos machen wird, keine Erinnerung an die Liebe Giselbers hält sie zurück. Wie ein wilder, entfesselter Waldstrom reisst sie alles, die Schuldigen und Unschuldigen, und die ihr unverbrüchliche Treue gehalten, ihr Haus, ihr Kind und sich selbst ins Verderben, bis sie den Festsaal ihres gastfreundlichen Gatten in eine grosse Leichenhalle verwandelt hat. Nur zwei von der grossen Zahl der „Helden und kühnen Recken“ blieben übrig: der König Ezel und Dietrich von Bern:

„Und Dietrich mit Ezel zu weinen da begann,
Sie klagten voll von Leide, dass beide tot: so Freund, wie Bann.
Da war die höchste Ehre gesunken in den Tod!
Die Leute hatten alle dort Jammer nur und Not. — —
Ich kann euch nicht bescheiden, was später dort geschah,
Nur dass man mit den Heiden, die Christen weinen sah.“

Die Ereignisse, die den Hintergrund zu der „Iphigenie auf Tauris“ bilden haben insofern eine Ähnlichkeit mit den Nibelungen, als auch dort Verrat und Rache über das Haus des Agamemnon Unglück bringen. Der Ahnherr des Agamemnon war Tantalus, der Liebling der Götter. Im geselligen Verkehr mit ihnen hatte er aber vergessen, dass keine Bevorzugung der Himmlischen die Kluft überbrücken kann, die die Irdischen von ihnen trennt, und so wurde er, fluchbeladen, von ihnen gestürzt. In seinen Nachkommen erbte sich der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht fort und trieb sie, in masslosem Zorne masslose Taten zu begehen, die mit noch furchtbareren vergolten wurden. — In Agamemnon scheint der Fluch endlich seine Macht verloren zu haben. Er ist der angesehenste der Griechenfürsten und soll die Griechen als oberster Feldherr gegen Troja führen. Doch Diana zürnt und versagt ihnen günstige Winde zur Überfahrt. Dem Rate des Sehers Kalchas folgend, will Agamemnon nun seine älteste Tochter, Iphigenie, der Göttin zum Opfer bringen. Unter falschem Vorwande lockt er seine Gattin Klytemnästra mit ihrer Tochter in das Griechenlager; die Göttin will aber nicht Iphigeniens Tod, sondern hüllt sie in eine Wolke und trägt sie in das ihr geweihte Heiligtum auf Tauris.

Empört über diesen Verrat, der sie der Tochter beraubte, sinnt die Mutter fortan auf Rache, und als Agamemnon ruhmvoll von dem gefallenen Troja heimkehrt, erschlägt sie ihn mit Hilfe ihres Buhlen im Bade. Ihr Söhnchen Orest wird mit dem Gedanken erzogen, dass er, herangewachsen, den Vater zu rächen habe. Mit dem Dolche des Tantalus in der Hand wird er zum Muttermörder und verfällt, von den Rachegöttinnen um dieser Tat willen von Ort zu Ort verfolgt, in Schwermut und zeitweisen Wahnsinn.

Unterdessen dient Iphigenie bei dem König Thoas auf Tauris ihrer göttlichen Beschützerin als Priesterin. Auch ihr Leid ist gross. Sie kann sich nicht an die rauen Sitten der Barbaren gewöhnen, und ein unstillbares Sehnen zieht sie nach ihrer schönen, sonnigen Heimat zu den Ihrigen. Sie klagt:

„So manches Jahr schon hält mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;

Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an den Ufern steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.“

Aber das Unrecht, das an ihr begangen worden ist, verhärtet ihr edles Herz nicht, sondern es entfaltet in ihr eine grosse, warme Menschenliebe, ein feines Mitfühlen mit dem Leid und dem Empfinden anderer und drängt sie, jedem beizustehen, der der Hilfe und des Schutzes bedarf. Sie sucht die harten Sitten auf Tauris zu mildern, und ihrem veredelnden Einflusse beugen sich auch die Barbaren. Sie weiss den König Thoas zu bewegen, dass er den grausamen Brauch aufhebt, nach welchem jeder Fremdling, der zu den Küsten auf Tauris kommt, der Göttin geopfert werden muss. — Dadurch rettet sie viele Unglückliche und zuletzt auch ihren Bruder Orest mit seinem Freunde Pylades. Ihre Liebe erlöst Orest von der Verfolgung der Rachegötter und seinem Wahnsinn und hebt den Fluch auf, der so lange auf dem Geschlechte des Tantalus gelastet.

Ein bedeutsamer Zug tritt in beiden Dichtungen hervor: Streit und Unheil haben ihren ersten Anfang in einer Lüge. Siegfried z. B. begleitet Gunther auf seiner Brautwerbung um Brunhild; damit sie nicht argwöhne, dass er zu seiner Hilfe mitkommt, stellt ihn Gunther als Eigenhold (Lehnsmann) vor. Das gibt den Anlass zu dem unseligen Streite der beiden Königinnen. Gunther gibt vor, dass ihm von einem Nachbarfürsten Fehde angesagt worden sei, um die Rachetat desto sicherer an Siegfried vollziehen zu können.

„Um dieser Lüge willen ward von Frauen viel geklagt.“

Agamemnons trügerische List weckt den alten Tantalusfluch zu neuer Kraft und bringt Verderben über sein ganzes Haus.

Iphigenie aber kann sich nie und nirgends mit einer Unwahrheit abfinden; sie schweigt, wo es die Klugheit gebietet; aber über ihre reine Natur hat die Lüge keine Macht.

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele beschämt,“ sagt von ihr Orest. Er kann ihr gegenüber die unrichtigen Angaben, die der schlaue Pylades über beider Herkunft gemacht hat, nicht aufrecht halten; er gesteht ihr die Wahrheit und dadurch findet er die lang vermisste Schwester, Iphigenie, ihren geliebten Bruder wieder.

Selbst im Momente der höchsten Gefahr ist es ihr unmöglich, ihre Rettung einer List zu verdanken und ihre Hand zu den klugen Anschlägen des in rührender Treue für seinen Freund besorgten Pylades zu bieten.

Sie weiss, dass aus Lug und Trug niemals eine gute Saat hervorgehen kann.

„Eine reine Seele braucht sie nicht,“ sagt sie von der List. Auch die lang ersehnte Rückkehr in die geliebte Heimat will sie nicht damit erreichen:

„Lass mich mit reinem Herzen, reiner Hand hinübergehen und unser Haus entsühnen,“ bittet sie König Thoas.

Und mit den schönen Worten nimmt sie Abschied von ihm:

„Ohne Segen, in Widerwillen scheid ich nicht von dir.

Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte

Von dir zu uns: so sind wir nicht auf ewig

Getrennt und abgeschieden. Wert und teuer

Wie mir mein Vater war, so bist du's mir,
Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und seh ich an dem Ärmsten eure Tracht:
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einem Stuhl ihn an das Feuer laden
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.“

Wenn auch die List des Pylades geglückt wäre und sie alle sicher Griechenland erreicht hätten, so würde dies doch zweifellos zu einer unglückseligen Fehde geführt haben. Iphigenie aber hat durch Liebe und Wahrheit nicht nur das verhütet: sie hat viel mehr erreicht, denn sie hat auch freundliche Beziehungen und schönes Gastrecht zwischen beiden Ländern angebahnt.

Kriemhildens und Iphigeniens Leben sind Ausnahmegeschicke; aber das ganze Mosaikgeilde der Menschheit besteht zum grössten Teil aus kleinen und kleinsten Schicksalen, und jede Frau kann im engern oder weitern Kreise ihren Einfluss im Sinne einer Kriemhilde oder im Geiste einer Iphigenie fühlbar machen.

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da,“ sagt schon Sophokles, und Paulus, der aus seiner eigenen grossen Menschenliebe heraus das hohe Lied der Liebe an die Korinther schreiben konnte, geht noch weiter und erklärt: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“

Wo aber des Gesetzes Erfüllung ist, da müssen Selbstsucht und Hass und Krieg aufhören, und wird der Böden für den Frieden bereitet. *E. K.*

Aus den Sektionen.

Ortsgruppe Oberland. Unsere Versammlung vom 16. Februar war wieder recht schwach besucht. Es gab wenig Geschäftliches zu erledigen, und man konnte mit Musse dem Referat von Fräulein Martig, Bern, folgen. Sie sprach von den Rechten der Frau im neuen Gemeindegesetz, deren wir uns liebenvoll annehmen wollen, weil sie so bescheiden sind. Der kleine Finger ist gereicht; wir wollen ihn nehmen und daran ziehen, bis wir die ganze Hand halten. Fräulein Martig beehrte uns darüber, wie man vorzugehen habe, um das aktive Wahlrecht in Kirchensachen zu erlangen. Eine gute Gelegenheit sich wählen zu lassen, bietet sich überall dort, wo der Zeitverhältnisse wegen Spezialkommissionen gegründet werden müssen. Es wird seine Zeit dauern, bis die Männer *und* die Frauen (auch die Lehrerinnen) sich daran gewöhnt haben werden, die Frauen als Mitarbeiterinnen anzusehen. — Dies alles bedeutet ein Stück Erziehung, das vielen schwer fallen mag; darum war es so wohltuend, Fräulein Martigs aufmunternde Worte zu vernehmen. Schade nur, dass nicht mehr Kolleginnen gekommen waren, sie zu hören. Sie hätten ihr alle, so wie wir, von Herzen zu danken gewusst. — Nach der Traktandenliste sollte über die Erfahrungen im Arbeitsprinzip berichtet werden. Dies taten einige Teilnehmerinnen des Kurses vom Herbst 1916. Bald gingen die einzelnen Berichte im allgemeinen Gespräch unter. Zum Schluss machte uns Frl. Wehrli, Gsteigwiler, auf die verschiedenen Schriften aufmerksam, die über Freigeld und Freiland geschrieben wurden, indem sie uns dringend riet, uns für die Sache zu interessieren.

M. W.